

Persönlichkeitspsychologie

Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen

Herausgegeben von
Theo Herrmann
Ernst-D. Lantermann

Urban & Schwarzenberg
München-Wien-Baltimore 1985

Produktionsverhältnisse als naturgegeben und „ewig“ erscheinen zu lassen, d. h. dem verändernden Zugriff selbstbestimmter Subjekte prinzipiell entzogen, sich ergibt (vgl. Holzkamp 1983, wo solche Zusammenhänge ausführlich analysiert sind).

4. Konsequenzen

Welche Folgerungen wären nun aus der „metatheoretischen“ Funktionskritik des Persönlichkeitskonzeptes (deren Eigenart und Fragerichtung ich hier verdeutlichen wollte) für die „eigentliche“ Persönlichkeitsforschung zu ziehen? Sicherlich nicht die, fürderhin „Persönlichkeiten“ jede eigenständige Realität abzusprechen, indem man sie in die *Rede* von „Persönlichkeit“ innerhalb von interessenbestimmten *Sicht- bzw. Urteilsweisen* auflöst: Dies schon deswegen nicht, weil ja jede Sichtweise und jedes Urteil ein davon unabhängiges „Etwas“ impliziert, das da „gesehen“ bzw. „beurteilt“ wird. Genau so wenig ginge es aber an (ob nun in marxistischer Absicht oder wie auch immer), in der bisherigen Weise unreflektiert von als Seinsbestimmungen unterstellten „Persönlichkeitsstrukturen“ o. ä. der Individuen zu reden. Sofern man sich davon überzeugt hat, daß „Persönlichkeit“ ein *gesellschaftlich-sozialer Beziehungsbegriff* ist, in dem *interpersonale und ideologische Interessenverhältnisse notwendig impliziert* sind, so wäre vielmehr *eben dies* als *konstituierendes Bestimmungsmoment* explizit in jede wissenschaftliche Persönlichkeitstheorie aufzunehmen.

Dies bedeutet nun nicht etwa, daß man den geschilderten Aspekt der Einschränkung intersubjektiver Verständigungs/Erfahrungsgewinnung zur Kontrolle über den anderen etc. *durch dessen bloße Reflexion einfach aufheben* könnte: Wenn es richtig ist, daß unter unseren gesellschaftlichen Verhältnissen durch die widersprüchliche Verflochtenheit zwischen individuellen Lebensinteressen und herrschenden Verwertungsinteressen die Reproduktion und Entwicklung des eigenen Daseins immer und notwendig „irgendwie“ *auf Kosten anderer* geht, so kann man weder in seinen alltäglichen Beziehungsformen noch in deren wissenschaftlicher Analyse dem geschilderten „entsubjektivierenden“ Kontrollaspekt der Persönlichkeitsbestimmungen *einfach entkommen*. Wohl aber ist es möglich (und bei einer wirklich *wissenschaftlichen* Herangehensweise unerlässlich), in der Persönlichkeitsforschung die *historisch-konkreten* Bedingungen mitzuerfassen und auf den Begriff zu bringen, *unter denen*, auch über wechselseitige „Persönlichkeits“-Unterstellungen, die eigene Existenzsicherung nur durch Einschränkung der Subjektivität des jeweils anderen möglich ist. Dies wiederum bedeutet die Herausarbeitung der realen Möglichkeit (wenn auch in noch so kleinen Schritten) *sich selbst gemeinsam die Lebensbedingungen* zu schaffen, in welchen man es (im jeweils zur Frage stehenden Aspekt) *nicht mehr „nötig hat“, sein Leben auf Kosten anderer zu führen* – dies unter der umfassenden historischen Perspektive von gesellschaftlichen Verhältnissen, „worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“ (Kommunistisches Manifest, S. 482).

Erst im Zuge einer so gefaßten genauen begrifflich-empirischen Analyse der Funktionalität des Persönlichkeitskonzeptes im Spannungsfeld herrschender Verwertungsinteressen und allgemeiner Lebensinteressen kann die Frage einer Klärung näher gebracht werden, wieweit das „Persönlichkeits“-Konzept nicht nur *Gegenstand* wissenschaftlicher Forschung sein, sondern selbst die kategoriale Qualität eines *wissenschaftlichen* Grundbegriffs gewinnen kann, mit welchem innerhalb der gesellschaftlich-sozialen Bezüge meines Daseins und meiner Biographie die *Unverwechselbarkeit, lebensgeschichtliche Dignität und darin auch Bedeutung gerade meines Lebens für andere und die Allgemeinheit* aus den allfälligen „Persönlichkeits“-Unterstellungen herausanalysiert werden kann. Einem solchen wissenschaftlichen Persönlichkeitskonzept werden wir uns aber erst dann annähern, wenn die gängigen „Verdoppelungen“ der alltäglichen Persönlichkeits-Hypostasen in wissenschaftlich gemeinten Persönlichkeits-Konzepten überwunden sind – somit ist „Persönlichkeit“ sowohl in der traditionellen wie der marxistisch orientierten Psychologie gegenwärtig noch weitgehend ein offenes Problem.

Literatur

Holzkamp, K.: Grundlegung der Psychologie. Frankfurt: Campus 1983.

Marx, K. & Engels, F.: Manifest der Kommunistischen Partei, MEW, Bd. 4. Berlin: Dietz 1969.

Klaus Holzkamp

Biologische Grundlagen

1. Psychologie und Biologie

Die Persönlichkeit hat eine biologische Grundlage: Dies festzustellen ist nahezu trivial, denn alle empirisch zugänglichen psychischen Funktionen des Menschen, also sein Verhalten und sein Befinden, sind an ein Nervensystem gebunden, dessen Struktur und Funktionsprinzipien genetisch determiniert sind und eine lange biologische Evolution erkennen lassen. Humangenetik, Stammesentwicklung (Phylogenese), embryonale und spätere Entwicklung (Ontogenese) und die Physiologie führen zu einer *Theorie des Organismus* (Rothschuh 1963), welche einen wesentlichen Teil der Lehre vom Menschen (Anthropologie) bildet. Vergleichende Verhaltensforschung und Humanethologie (v. Cranach u. a. 1979) mit Teilgebieten wie der Verhaltensbiologie des Kindes (Hassenstein 1973) und der Soziobiologie (Wilson 1979) beschreiben den Menschen als Resultat der biologischen Evolution,

bestimmen aber zugleich, indem wesentliche Unterschiede gezeigt werden, auch die Sonderstellung des Menschen.

Innerhalb der Persönlichkeitspsychologie von biologischen Grundlagen zu sprechen, geht über jene allgemeinen evolutionsbiologischen und physiologischen Gesetzmäßigkeiten hinaus. Die *differentielle* Perspektive und das Festhalten an der „Persönlichkeit“ als Bezugssystem unterscheiden diese biologisch-physiologische Orientierung der Persönlichkeitsforschung von einigen Nachbardisziplinen, welche auf den ersten Blick sehr ähnliche Ziele zu haben scheinen: Physiologische Psychologie (Birbaumer 1975), Neuropsychologie (Guttmann 1982), Psychologie aus biologischer Sicht (Hess 1968). Hier soll Forschung über „Gehirn und Verhalten“ in erster Linie die *allgemeinen* neurobiologischen Mechanismen des Verhaltens aufklären.

Zweifellos existieren allgemeine Zusammenhänge zwischen bestimmten psychischen und bestimmten körperlichen Merkmalen. Die Lehrbücher der Neurologie – Psychiatrie, Humangenetik, Endokrinologie usw. enthalten eine kaum noch überschaubare Vielfalt von Befunden über spezielle Verhaltens- und Befindens-Störungen, die auf neurologische Schädigungen, Stoffwechselstörungen, Enzymdefekte, Chromosomenaberrationen usw. zurückzuführen sind. Dieses medizinische Wissen und die Beobachtung der psychophysischen Zusammenhänge in den *aktuellen* Emotionen legen es nahe, auch für *habituelle* Persönlichkeitsmerkmale wie Emotionalität, Aggressivität, Extraversion-Introversion speziellere neurophysiologische Korrelate anzunehmen. (→ *Cattell und Eysenck*) Diese psychophysiologischen Konstrukte (Dimensionen) könnten deskriptiv und zugleich explikativ für viele theoretische Fragestellungen und praktische Aufgaben der Psychologie nützlich sein.

Die biologische Perspektive in der Psychologie und gleichermaßen die psychophysiologischen bzw. neuro-psychologischen Ansätze in der Persönlichkeitsforschung führen in grundsätzliche erkenntnistheoretische und philosophisch-anthropologische Schwierigkeiten. Mit dem *psychophysischen Problem* (Leib-Seele-Problem) sind hier vor allem die Frage nach der adäquaten Zuordnung psychischer und somatischer Prozesse und die Frage nach dem Primat der einen oder der anderen Seite gemeint. Zu dieser überdauernden Frage philosophischen Denkens sind viele Antworten versucht worden (siehe Bunge 1984). Der jeweilige Standpunkt wird wahrscheinlich das Selbstverständnis des Psychologen und damit auch die Abgrenzung von den anderen Teildisziplinen der Anthropologie bestimmen und wird auch die Untersuchungsmethodik beeinflussen.

Als Physiologismus oder Biologismus wird die extreme Position bezeichnet, psychische Prozesse auf neurophysiologische zu reduzieren, und dieser Haltung entspricht der ebenso extreme Standpunkt des Mentalismus oder Soziologismus, psychische Prozesse unter Ausklammerung jener zentralnervösen und biologischen Grundlagen ausschließlich geistes- oder sozialwissenschaftlich begreifen zu wollen. Um den Reduktionismus von beiderlei Art zu vermeiden, müßte Bohrs Komplementaritätsprinzip befolgt werden; es verlangt, zwei kategorial grundverschiedene Bezugssysteme in einer sich wechselseitig ergänzenden Weise zur Beschreibung eines Sachverhaltes zu nutzen (Fahrenberg 1978).

2. Konstitution

Als Konstitution wird die relativ überdauernde Gesamtverfassung, die *psychophysische Individualität* eines Menschen bezeichnet. Dieser allgemeine Konstitutionsbegriff meint den Körperbau, die Strukturunterschiede von Organen, die vegetativ-endokrine Regulation, die körperliche Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft ebenso wie die stabilen Grundeigenschaften der Persönlichkeit, vor allem des Temperaments, und schließt auch die Dispositionen zu bestimmten körperlichen Krankheiten und psychischen Störungen ein. Begrifflich kann zwischen der ererbten Konstitution (Genotyp) und dem angeborenen, durch Entwicklungsbedingungen beeinflussten Erscheinungsbild (Phänotyp) unterschieden werden sowie zwischen den Partialkonstitutionen der einzelnen Funktionsbereiche und der Totalkonstitution (v. Zerssen 1980).

Die bekanntesten Konstitutionslehren stammen von Kretschmer und von Sheldon; beide behaupten Zusammenhänge zwischen Körperbauproportionen, d. h. neuroendokrin vermittelten Wuchstendenzen, und Temperamentsunterschieden. Kretschmer (1977) ordnet dem breitwüchsigen Pykniker das zwischen heiterer und trauriger Stimmungslage schwingende zylothyme Temperament zu, dem schlankwüchsigen Leptosomen das empfindlich-reizbare und gespannte, schizothyme Temperament und dem muskulösen Athletiker das bedächtig-trockene und unflexible, visköse Temperament. Ausgangspunkt war die – später durch umfangreiche Statistiken gestützte – Beobachtung Kretschmers, daß sich unter den Patienten mit manisch-depressiven Psychosen gehäuft Pykniker befanden und unter Schizophrenen gehäuft Leptosomen. Bei Gesunden sind die behaupteten Zusammenhänge zwischen Körperbau und Temperament nach Ansicht der meisten Untersucher, falls überhaupt reproduzierbar, nur gering und für eine Verhaltensvorhersage ungeeignet, zumal reine Konstitutionstypen selten sind und Mischtypen bei weitem dominieren. Auch faktorenanalytisch entwickelte Körperbautypologien haben diese kritische Beurteilung nicht wesentlich beeinflusst (siehe v. Zerssen 1980; Myrtek 1984).

Sieht man von der Körperbau-Typologie ab, welche in den psychologischen Lehrbüchern bis heute unnötig betont wird, so sind die wesentlichen Fragestellungen dieser Konstitutionsforschung unvermindert aktuell, oft haben sich nur die Etikettierungen geändert. In der Entwicklungs-Psychobiologie interessieren die großen Unterschiede der psychischen und somatischen Funktionen Neugeborener (Berg & Berg 1979; Mills 1981; Keller & Meyer 1982), und Längsschnittstudien über die Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit müssen die Gesamtverfassung, d. h. auch die somatische Konstitution des Menschen, berücksichtigen. Das Thema Konstitution und Krankheit (Konstitutionspathologie, Curtius 1959) wird heute eher unter Begriffen wie Risikofaktoren, Risikokinder oder Vulnerabilität (Murphy & Moriarty 1976), z. B. auch in prospektiven Studien über Entwicklungsstörungen, Herz-Kreislauf-Krankheiten oder Schizophrenie, weitergeführt. Ein Beispiel für ein spezialisiertes Nachfolgeproblem der Konstitutionslehre ist die Analyse individual-spezifischer Reaktionsmuster (ISR). Im psychophysiologischen

Labor läßt sich in multivariaten Aktivierungsexperimenten zeigen, daß einige Probanden relativ stabile ISR aufweisen, d. h. bei Beanspruchung z. B. bevorzugt in Kreislauffunktionen oder mit Anspannung der Muskulatur reagieren (Lacey 1950; Foerster, Schneider & Walschburger 1983; Fahrenberg 1983). Die Analyse solcher ISR-Muster ist ein empirischer Beitrag zur Frage der Vulnerabilität und Suszeptibilität für psychosomatische Krankheiten.

3. Psychophysiologische Persönlichkeitsdimensionen

Die von Eysenck postulierten Persönlichkeitsdimensionen Extraversion-Introversion und Emotionalität (Emotionale Labilität, Neurotizismus) sind wohl die in der psychologischen Literatur international am häufigsten genannten Persönlichkeitseigenschaften. Auch in der psychophysiologischen Persönlichkeitsforschung haben sie einen zentralen Platz. Eysenck (1967) nimmt als biologische Grundlage der *Extraversion-Introversion* individuelle Unterschiede im kortikalen Erregungs-Hemmungs-Gleichgewicht an und als Grundlage der *Emotionalen Labilität-Stabilität* eine größere bzw. geringere Labilität der vegetativ-endokrinen Regulation. Das Erregungs-Hemmungs-Gleichgewicht wird global mit individuellen Unterschieden im aufsteigenden retikulären Aktivierungssystem und mit dessen Einfluß auf kortikale Aktivität in Zusammenhang gebracht und die vegetative Reaktivität allgemein mit individuellen Differenzen in den Erregungsschwellen des limbischen Systems. Kortikales Arousal und generalisierte, vegetative und motorische Aktivierung sind als teilweise unabhängige Prozesse anzusehen, welche nur während eines intensiven Beanspruchungsprozesses konvergieren. In Eysencks Arbeitskreis sind viele Deduktionen aus dieser Persönlichkeitstheorie abgeleitet worden, und vor allem die Extraversion-Introversion ist in testpsychologischen, psychopharmakologischen, psychophysiologischen und erbpsychologischen Studien analysiert worden (siehe Lynn 1981; Stelmack 1981; Gale & Edwards 1983; Gray 1983). Eine Evaluation dieser für viele andere Wissenschaftler vorbildlichen Persönlichkeitsforschung ist aus mehreren Gründen schwierig.

Auf der Ebene von Fragebogen werden von den meisten Untersuchern eine relativ gute Reproduzierbarkeit der faktoriellen Struktur und eine relativ hohe innere Konsistenz und Stabilität der Skalenwerte dieser beiden Persönlichkeitsdimensionen angenommen. So besteht z. B. ein substantieller, für praktische Vorhersagezwecke wichtiger Zusammenhang zwischen der Selbstschilderung Emotionaler Labilität und der berichteten Häufigkeit körperlicher Beschwerden. Demgegenüber sind die meisten Kennwerte aus objektiven Tests und physiologischen Funktionsprüfungen untereinander sehr viel weniger konsistent, vielfach auch instabiler, so daß sie als Prädiktoren, z. B. der Fragebogen-Skalenwerte, praktisch nicht verwendbar sind. Gegenwärtig ist kaum zu entscheiden, ob dieser Sachverhalt durch speziellere Operationalisierungen oder durch systematische Aggregation über Zeitpunkte und Situationen deutlich verbessert werden kann, oder ob die hohe Konsistenz von Selbstschilderungen in Persönlichkeitsfragebogen auf ande-

ren Beschreibungsebenen unerreichbar bleibt. In einem umfangreichen Untersuchungsprogramm (Myrtek 1984) ist es weder gelungen, eine befriedigende Operationalisierung des auch für die Psychosomatik interessanten Konstrukts Vegetative Labilität zu finden, noch ergaben sich reproduzierbare Korrelationen zwischen Fragebogenwerten der Emotionalität und hypothetischen physiologischen Indikatoren. Aus Testwerten der Emotionalen Labilität können individuelle Unterschiede in psychophysiologischen Aktivierungsprozessen nicht zuverlässig vorhergesagt werden (Fahrenberg u. a. 1979, 1984). Der Forschungsstand hinsichtlich Extraversion-Introversion scheint trotz vieler Widersprüche positiver zu sein.

In ähnlicher Absicht wie Eysenck hat Cattell (1957, 1982) nach erbpsychologischen Grundlagen und nach physiologischen und biochemischen Korrelaten der hauptsächlichsten Persönlichkeitseigenschaften seines multidimensionalen Systems gesucht, z. B. von R-Technik-Faktoren UI 22 Corteria und UI 24 Anxiety sowie P-Technik-Faktoren SUI 1 Activation und SUI 5 Sympathetic Response. In der Tradition Pawlows und Teplows hat Nebylitsyn (1972) vier Grundeigenschaften der höheren Nerventätigkeit beschrieben: Stärke, Labilität, Dynamik und Mobilität des Nervensystems. Da jede der Grundeigenschaften in einer aufwendigen Diagnostik anhand von Stimulations- und Konditionierungs-Experimenten sowohl für Erregungsprozesse als auch für Hemmungsprozesse und schließlich nach der Ausgeglichenheit beider zu beurteilen ist, resultiert ein System mit 12 Dimensionen. Mögliche Übereinstimmungen mit Eysencks Persönlichkeitstheorie und wechselseitige Anregungen sind wiederholt diskutiert worden (Nebylitsyn & Gray 1972; Mangan 1982). Das Konzept eines psychophysischen Arousal systems (Aktivierungssystems) bildet auch den Kern von Strelaus (1983) Regulationstheorie des Temperaments. Jedes Individuum hat ein genetisch determiniertes optimales Erregungsniveau, und es versucht, diesen Zustand durch Kontrolle der Stimulation, durch Wahl und Verhaltensaktivitäten und Arbeitsanforderungen aufrecht zu erhalten. Zuckerman (1979) versucht in ähnlicher Weise, verschiedene Aspekte und Konsequenzen des individuellen Erregungsniveaus und der Erregbarkeit im Konzept der Reizsuche (Sensation Seeking) zu vereinen. Beide Forschungsansätze stützen sich primär auf die Operationalisierungen der Fragebogenebene und auf einige Verhaltensdaten, während die schwierige Aufgabe der physiologischen Explikation des Konstrukts Arousal/Arousability/Activation kaum begonnen ist.

4. Erbpsychologie (Anlage und Umwelt)

Die Erbpsychologie (Kaplan 1976; Merz & Stelzl 1977) ist ein besonders kontroverses bewertetes Gebiet. Die Behauptung, daß die individuelle Ausprägung grundlegender Persönlichkeitseigenschaften in einem hohen Anteil genetisch bestimmt ist, scheint im Gegensatz zur Lerntheorie und Sozialisationstheorie zu stehen und im Widerspruch zu den Erfahrungen und Erwartungen pädagogisch-psychotherapeutischer Berufe. Während nun die Vererbung von körperlichen Familienähnlichkeiten, körperlichen Beschwerden und Unverträglichkeiten (Idiosynkrasien), aber

auch von künstlerischen oder sportlichen Talenten sowie Temperamentsunterschieden weithin einleuchten mag, haben die erbpsychologischen Forschungsergebnisse über genetische Grundlagen der Intelligenz zu einer polemischen Kontroverse über Chancengleichheit bzw. den Mythos der Gleichheit geführt (Zimmer 1980). Die methodenkritische Argumentation über die Gültigkeit von Untersuchungsergebnissen ist anhand fragwürdiger Prozentangaben von vielen Beteiligten mit der praktischen und politischen Bewertung dieses erbpsychologischen Sachverhaltes vermischt worden. Die speziellen Methodenprobleme der Zwillingsforschung und die prinzipielle Begrenztheit der statistischen Aussagen, die sich ja nur auf relative Varianzkomponenten bestimmter Zwillingsstichproben beziehen können, erschweren die wissenschaftliche und die praktische Beurteilung dieser Forschung.

Beim Vergleich eineiiger und zweieiiger Zwillinge ergaben sich mehr oder minder große, als erbbedingt zu interpretierende Varianzanteile für bestimmte körperliche Krankheiten, Geisteskrankheiten, Verhaltensauffälligkeiten, physiologische Kennwerte (z. B. Herz-Kreislauf-Regulation, Elektroenzephalogramm), Intelligenzfaktoren, Extraversion, Emotionale Labilität, Selbstkontrolle und andere Persönlichkeitseigenschaften (Claridge, Canter & Hume 1973; Kaplan 1976; Myrtek 1984; Cattell 1982; Mangan 1982). Auch ein hoher Erblichkeitskoeffizient könnte allerdings nicht den fatalistischen Schluß rechtfertigen, der „Rest“ umweltbedingter Varianz lohne ein pädagogisches oder therapeutisches Engagement nicht. In dieser Sichtweise ist das Anlage-Umwelt-Problem ein Scheinproblem. Die neuere Zwillingsforschung befaßt sich u. a. mit der Präzisierung der statistischen Konzepte und breiter angelegten Studien, die sich auf getrennt, d. h. in verschiedenen Erziehungsumwelten aufgewachsene, eineiige Zwillinge konzentrieren. Die Fortschritte der humangenetischen Forschung haben auch die erbpsychologische Fragestellung gefördert. Es wird sich zeigen, ob über die Verhaltensgenetik elementarer Merkmale (Geschmacksschwellen, Rot-Grün-Schwäche, Idiosynkrasien) hinaus tatsächlich polygenetische Erbgänge für weniger elementare Reaktionsmuster oder Komponenten von Persönlichkeitseigenschaften nachweisbar sind.

5. Geschlechtsunterschiede

Der Körperbau des Menschen zeigt in den primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen einen Dimorphismus. Begrifflich ist zwischen dem chromosomalen Geschlecht, dem gonadal-endokrinen Geschlecht, dem standesamtlichen Geschlecht als Personenstandsangabe, der Selbstkategorisierung (männlich, weiblich bzw. auch homosexuell, bisexuell) und der zugewiesenen Geschlechtsrolle zu unterscheiden. Zu den biologischen Unterschieden gehören außer den anatomischen Geschlechtsmerkmalen und den physiologischen Fortpflanzungsfunktionen auch geschlechtsgebundene erbliche Krankheiten und spezifische Krankheiten des Genitalsystems. Nur relative Unterschiede (Verteilungsunterschiede) bestehen z. B. hinsichtlich bestimmter Todesursachen, Lebensdauer, anthropometrischer

Variablen, körperlicher Leistungsfähigkeit. Umstritten ist, ob es biologisch bedingte Unterschiede in Persönlichkeitsmerkmalen wie Temperament, Intelligenz, Begabungen, Motiven und Interessen gibt, oder ob solche Unterschiede, falls sie empirisch überhaupt zu belegen sind, durch stereotype Zuweisung bzw. Übernahme der typisch männlichen bzw. typisch weiblichen Geschlechtsrolle erworben werden.

In den Übersichtsreferaten über die sehr umfangreiche Forschung zum Thema Geschlechtsunterschiede zeichnen sich für Schulkinder einige Mittelwertunterschiede ab: größere Wortgewandtheit, höhere Ängstlichkeit, häufigere körperliche Beschwerden und größere Abhängigkeit der Mädchen im Vergleich zu ausgeprägterem räumlichen Vorstellungsvermögen, höheren mathematischen Leistungen und mehr offener Aggressivität der Jungen (Maccoby & Jacklin 1975; Keller 1979; Merz 1979). Eine zusammenfassende Bewertung ist angesichts widersprüchlicher Einzelbefunde und vieler Methodenprobleme schwierig. Präzisierungen sind u. a. von der Entwicklungs-Psychobiologie der Neugeborenen zu erwarten. Hier geht es einerseits um die neurobiologischen Grundlagen der Geschlechtsunterschiede und der geschlechtsdifferenten Ontogenese, andererseits kann die Geschlechtsrollen-Übernahme, z. B. die frühen geschlechtstypischen Sozialisationsbedingungen in der Interaktion der Eltern mit einem Sohn oder einer Tochter, analysiert werden (siehe Keller 1979).

6. Die neurobiologische Perspektive

Psychische Merkmale des Verhaltens und Befindens haben zweifellos eine neurobiologische Grundlage. Während das medizinische Detailwissen über zentralnervöse Mechanismen und über pathologische Befunde wächst, hat der psychophysiologische Ansatz in differentiell-psychologischer Sicht noch keine zuverlässigen Grundlagen erbracht. Es gibt keine einfachen physiologischen oder biochemischen Indikatoren von Persönlichkeitsdimensionen. Systematische Mehrebenen-Analysen, z. B. von Angstreaktionen oder von psychotherapeutisch induzierten Veränderungen, machen gerade die Prozeßaufgliederung (response fractionation) und die mangelnde Konkordanz mehrmodaler Diagnostik deutlich (Haynes & Wilson 1979; Fahrenberg 1984).

In der Fachliteratur erscheinen immer wieder hoffnungsvolle, in wesentlichem Ausmaß bald wieder zurückgenommene Hypothesen, welche simplifizierend einzelne Funktionen als persönlichkeitspsychologisch relevant hervorheben: Catecholamine, Serotonin, Harnsäure-Spiegel, Lateralität usw. Offensichtlich bleiben auch im psychologisch-medizinischen Grenzbereich einfache Typologien wie die A/B-Typologie des infarktdisponierenden Verhaltens nach Rosenman und Friedman (Dembski u. a. 1978; zur Kritik Myrtek 1983) oder der alexithyme Typus in der psychosomatischen Medizin (siehe v. Rad 1983) attraktiv, obwohl sie von Anfang an unzureichend definiert waren.

Die Forschungsprogramme von Eysenck, Zuckerman, Strelau u. a. haben eine

besondere heuristische Funktion, weil sie ein breites Spektrum von Phänomenen, physiologischen Messungen, experimentellen Ergebnissen, Testbefunden, Lebenslaufdaten, psychopathologischen Befunden zu verknüpfen versuchen. Der theoretische Entwurf konstruiert jedoch eine sehr globale psychophysische Disposition, deren hohes Abstraktionsniveau die fortschreitende Analyse spezieller Muster können, nicht erleichtert. Der gegenwärtige Stand der differentiellen Psychophysiologie legt eine sehr viel genauere Konstruktexplikation (Fiske 1978) nahe. Forschungsansätze zur Erkundung solcher psychophysischen Systeme unterhalb jener globalen Konstrukte bestehen in der Analyse von speziellen Reaktionsmustern, psychosomatischen Symptommechanismen u. a. Funktionsabläufen. Die Begriffe und theoretischen Konstrukte der Psychologie können vielleicht in einzelnen Bereichen doch den neurophysiologischen kongruent gemacht werden, wie etwa Krech (1950) forderte, ohne das Bezugssystem Persönlichkeit und die psychophysische Individualität aus der Sicht zu verlieren.

Studium und Prüfungsordnung der Diplom-Psychologen verlangen eine Einführung in die biologischen Grundlagen des Verhaltens, mindestens Kenntnisse der Physiologischen Psychologie/Neuropsychologie, aber möglichst auch Grundkenntnisse in Hirnanatomie, Humangenetik, Evolutionsbiologie und Humanethologie (siehe Markowitsch 1983). Die von J. Müller (1822) formulierte Maxime „Ich bin kein Psychologe, wenn ich nicht Physiologe bin“ (Psychologus nemo nisi physiologus“), war auch bisher kaum die Überzeugung einer Mehrzahl von Psychologen. Die verbreitete Praxis der Klinischen Psychologie im Grenzgebiet von Medizin und Psychologie ebenso wie die schnelle Entwicklung der Neurosciences verlangen aber, daß wenigstens in einigen Teilbereichen der Psychologie das Interesse an den neurobiologischen Grundlagen gefördert wird und nicht etwa verloren geht.

Literatur

- Berg, W. K. & Berg, K. M.: Psychophysiological development in infancy: State, sensory function, and attention. In: Osofsky, J. D. (Ed.): Handbook of infant development. New York: Wiley 1979, 283–343.
- Birbaumer, N.: Physiologische Psychologie. Berlin: Springer 1975.
- Bunge, M.: Das Leib-Seele-Problem. Tübingen: Mohr 1984.
- Cattell, R. B.: Personality and motivation: Structure and measurement. New York: Brace & World 1957.
- Cattell, R. B.: The inheritance of personality and ability. Research methods and findings. New York: Academic Press 1982.
- Claridge, G., Canter, S. & Hume, S. I. (Ed.): Personality differences and biological variations: A study of twins. Oxford: Pergamon 1973, 87–114.
- Cranach, M. v., Foppa, K., Lepenies, W. & Ploog, D. (Ed.): Human ethology. Claims and limits of a new discipline. Cambridge: Cambridge University Press 1979.
- Curtius, F.: Individuum und Krankheit. Berlin: Springer 1959.
- Dembroski, T. M., Weiss, S. M., Shields, J. L., Haynes, S. G. & Feinleib, M.: Coronary-prone behavior. New York: Springer 1978.
- Eysenck, H. J.: The biological basis of personality. Springfield: Thomas 1967.
- Fahrenberg, J.: Das Komplementaritätsprinzip in der psychophysiologischen Forschung und psychosomatischen Medizin. Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie 27 (1978), 151–167.
- Fahrenberg, J.: Psychophysiologische Methodik. In: Groffmann, K. J. & Michel, L. (Hg.): Enzyklopädie der Psychologie. Psychologische Diagnostik, Bd. 4: Verhaltensdiagnostik. Göttingen: Hogrefe 1983, 1–192.
- Fahrenberg, J.: Methodische Überlegungen zur Mehrebenen-Prozeßforschung. In: Baumann, U. (Hg.): Psychotherapie: Makro-/Mikroperspektive. Göttingen: Hogrefe 1984, 159–176.
- Fahrenberg, J., Walschburger, P., Foerster, F., Myrtek, M. & Müller, W.: Psychophysiologische Aktivierungsforschung. München: Minerva 1979.
- Fahrenberg, J., Foerster, F., Schneider, H. J., Müller, W. & Myrtek, M.: Aktivierungsforschung im Labor-Feld-Vergleich. München: Minerva 1984.
- Fiske, D. W.: Strategies for personality research. San Francisco: Jossey-Bass 1978.
- Foerster, F., Schneider, H. J. & Walschburger, P.: Psychophysiologische Reaktionsmuster. Zur Theorie und Methodik der Analyse individualspezifischer, stimulusspezifischer und motivationsspezifischer Reaktionsmuster in Aktivierungsprozessen. München: Minerva 1983.
- Gale, A. & Edwards, J. A. (Ed.): Physiological correlates of human behaviour. London: Academic Press 1983 (2 Bde.).
- Gray, J. A.: Where should we search for biologically based dimensions of personality? Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie 4 (1983), 165–176.
- Guttmann, G.: Lehrbuch der Neuropsychologie. Bern: Huber (3. Aufl.) 1982.
- Hassenstein, B.: Verhaltensbiologie des Kindes. München: Piper 1973.
- Haynes, S. N. & Wilson, C. L.: Behavioral assessment. San Francisco: Jossey-Bass 1979.
- Hess, W. R.: Psychologie in biologischer Sicht. Stuttgart: Thieme (2. Aufl.) 1968.
- Kaplan, A. R. (Ed.): Human behavior genetics. Springfield: Thomas 1976.
- Keller, H. (Hg.): Geschlechtsunterschiede. Weinheim: Beltz 1979.
- Keller, H. & Meyer, H. J.: Psychologie der frühesten Kindheit. Stuttgart: Kohlhammer 1982.
- Krech, D.: Dynamic systems, psychological fields and hypothetical constructs. Psychological Review 57 (1950), 283–290, 345–361.
- Kretschmer, E.: Körperbau und Charakter. Berlin: Springer (26. Aufl.) 1977.
- Lacey, J. I.: Individual differences in somatic response patterns. Journal of Comparative and Physiological Psychology 43 (1950), 338–350.
- Lynn, R. (Ed.): Dimensions of personality. Papers in honour of H. J. Eysenck. Oxford: Pergamon 1981.
- Maccoby, E. E. & Jacklin, C. N.: The psychology of sex differences. Stanford: Stanford University Press 1975.
- Mangan, C. L.: The biology of human conduct. East-West models of temperament and personality. Oxford: Pergamon 1982.
- Markowitsch, H. J.: Was ist physiologische Psychologie? Psychologische Rundschau 34 (1983), 86–94.
- Merz, F.: Geschlechtsunterschiede und ihre Entwicklung. Göttingen: Hogrefe 1979.
- Merz, F. & Stelzl, I.: Einführung in die Erbpsychologie. Stuttgart: Kohlhammer 1977.
- Mills, M.: Individual differences in the first week of life. In: Christie, M. J. & Mellet, P. G. (Ed.): Foundations of psychosomatics. London: Wiley 1981, 65–110.
- Müller, J.: Thesen der Promotion 1822. (zit. n.: Ebbecke, U.: Johannes Müller. Hannover: Schmal & von Seefeld 1951).
- Murphy, L. B. & Moriarty, A. E.: Vulnerability, coping, and growth. New Haven: Yale University Press 1976.
- Myrtek, M.: Typ-A-Verhalten. Untersuchungen und Literaturanalysen unter besonderer Berücksichtigung der psychophysiologischen Grundlagen. München: Minerva 1983.
- Myrtek, M.: Constitutional psychophysiology. New York: Academic Press 1984. (dt.: Psychophysiologische Konstitutionsforschung. Göttingen: Hogrefe 1980).
- Nebylitsyn, V. D.: Fundamental properties of the human nervous system. New York: Plenum 1972.

- Nebylitsyn, V. D. & Gray, J. A. (Ed.): Biological bases of individual behavior. New York: Academic Press 1972.
- Rad, M. v. (Hg.): Alexithymie. Berlin: Springer 1983.
- Rotschuh, K. E.: Theorie des Organismus. München: Urban & Schwarzenberg (2. Aufl.) 1963.
- Stelmack, R. M.: The psychophysiology of extraversion and neuroticism. In: Eysenck, H. J. (Ed.): A model for personality. Berlin: Springer 1981, 38–64.
- Strelau, J.: Temperament, personality, activity. London: Academic Press 1983.
- Wilson, E. O.: Biologie als Schicksal. Berlin: Ullstein 1980.
- Zerssen, D. v.: Konstitution. In: Kisker, K. P., Meyer, J. E., Müller, C. & Strömgen, E. (Hg.): Psychiatrie der Gegenwart, Bd. I/2. Berlin: Springer (2. Aufl.) 1980, 619–705.
- Zimmer, D. E.: Der Mythos der Gleichheit. München: Piper 1980.
- Zuckerman, M.: Sensation seeking: Beyond the optimal level of arousal. Hillsdale: Erlbaum 1979.

Jochen Fahrenberg

Prozeßorientierung

1. Prozeßorientierte Denkansätze

Der Beginn einer „Prozeßorientierung“ in der Persönlichkeitspsychologie wird oft mit dem Erscheinen von Mischels Buch von 1968 gleichgesetzt (so z. B. Lamiell 1982). In Wirklichkeit war selbst der als Prototyp einer „eigenschaftszentrierten“ Persönlichkeitspsychologie charakterisierte G. W. Allport (z. B. bei Graumann 1960, 1975; Hjelle & Ziegler 1976; → *Allport*) einer der entschiedensten Verfechter der These, daß eine Persönlichkeitspsychologie ohne die Annahme bestimmter Grundprozesse nicht ausreichend fundiert sei. Einmal sei an Allports (1937) Theorie von der „funktionellen Autonomie der Motive“ erinnert, die eine klassische Formulierung einer prozeßorientierten Persönlichkeitspsychologie darstellt: bestimmte Motivkonstellationen wie z. B. ein aus einer wirtschaftlichen Notlage heraus entstandener Entschluß, Seemann zu werden, können sich aufgrund vieler aufregender Erlebnisse als Seemann von ihrem ursprünglichen Grund ablösen und auch dann das Verhalten bestimmen, wenn der eigentliche Anlaß, nämlich die wirtschaftliche Notlage wegfällt. Motive wie Eigenschaften entstehen also aus bestimmten situativen Umständen heraus, sie können wieder schwinden, sie können aber auch bleiben, eingebunden in neue psychische Konstellationen.

Ein anderer Aspekt in Allports Hauptwerk (1937), der oft übersehen wird, bezieht sich auf seine entwicklungstheoretische Orientierung: am Beginn der Persönlichkeitsentwicklung steht ein teils in spezifischen Reflexen ausgegliederter, teils ungegliederter „Aktivitätsstrom“, der durch adaptive Mechanismen, Lernen und Prozesse des Werdens jene das Überleben sichernde Form erhält, die man Persönlichkeit nennt (vgl. Allport 1937, S. 114). Als Beispiele solcher Prozesse des

Werdens diskutiert Allport jenen der Differenzierung, der im Anschluß an Lewin (1931) erläutert wird, den der Integration, der „Reifung“, des „Lernens“, der Kompensierung und jenen der plötzlichen Neuorientierung bei traumatischen Erlebnissen. Es ist kennzeichnend für die eigenschaftstheoretische Hegemonie der letzten Jahrzehnte, daß dieser Aspekt in Allports Werk so gut wie vergessen ist.

Ebenso vergessen ist eine dynamische Interpretation der Persönlichkeit wie jene von Rothacker (1938; → *Deutsche Charakterkunde*), der als Basis jeder Theorienbildung die fortwährende Registrierung des „lebendigen Verhaltens und Gebarens“ eines Menschen forderte. Als Idealfall für die Persönlichkeitsforschung forderte er die Herstellung eines Films, „der im Grenzfall das gesamte natürliche Verhalten (behaviour) und Gebaren eines Menschen von der Geburt bis zum Grab in Großaufnahmen lückenlos festhielt“ (1965, S. 6). Rothacker glaubte, anhand dieser unaufhörlichen Registrierung personalen Geschehens Unterschiede im Stil des Gebarens aufweisen zu können, die ihrerseits auf unterschiedliche Zentren oder Schichten verweisen.

Auch in Murrays klassischem Buch von 1938 wurde eine konsequente prozeßorientierte Persönlichkeitstheorie vorgelegt. Die „Personologie“, wie er unsere Disziplin bezeichnet wissen wollte, müsse sich auf das Studium menschlicher Lebensläufe stützen. Wer immer eine einzelne „Funktion“ oder „Eigenschaft“ untersuche, müsse berücksichtigen, daß diese Teile einer umfassenden Totalität seien, die ihrerseits nur augenblickliche Ausschnitte aus einem großen zeitlichen Kontinuum darstellten. Ein wichtiges Thema seiner Analysen war daher die Differenzierung verschiedener „Einheiten“ (units) personalen Geschehens (wie z. B. „proceedings“, „serials“, „schedules“ usw.).

Prozeßorientierte Denkansätze finden sich auch in dem klassischen Werk der sowjetischen Psychologie. In der von Rubinstein um 1940 konzipierten „Allgemeinen Psychologie“ wird der Begriff „Persönlichkeit“ als „Gesamtheit der psychischen Prozesse eines Menschen“ umschrieben und die prozessuale Genese der Eigenschaften unterstrichen. „Der Weg von der Analyse der psychischen Prozesse zum Studium der psychischen Eigenschaften der Persönlichkeit führt daher über das Studium der psychischen Seite ihrer Tätigkeit“ (Rubinstein 1958, S. 761). (→ *Tätigkeitspsychologie*).

Während dieser Ansatz heute in „handlungstheoretischen“ Konzeptionen der Persönlichkeit fortlebt (vgl. Kossakowski 1982; Lantermann 1980; Obuchowski 1982) ist der wichtige Beitrag von Heiß (1947) leider in Vergessenheit geraten. Unter dem Titel „Person als Prozeß“ forderte Heiß die Analyse von „Verlaufsgestalten“ psychischen Geschehens zur Basis wie zum Ziel aller diagnostischen Tätigkeit zu machen (vgl. hierzu Heiß 1954, Groffmann & Wewetzer 1968). Mit angeregt durch diese Arbeit wurde von mir (1951) eine „dynamische Interpretation“ der Persönlichkeit vorgelegt, die sich einmal um „das Transparentwerdenlassen der entscheidenden Antriebe des Verhaltens“ bemüht, „zum andern sucht sie die Ablaufsgestalt des Verhaltens eines Menschen während eines Lebens nicht durch den erkennenden Zugriff zu zerstören, sondern diese möglichst in der Bewegung, in der Veränderung, im Übergang vom einen Zustand zum andern zu erfassen“ (Thomae 1951, S. IX).